



Blick in die Wissenschaft

33 34

Forschungsmagazin der Universität Regensburg

Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Auskommen und Vorratshaltung seit dem Mittelalter

Kulturgeschichte

Teufelsaustreiber Johann J. Gaßner (1727–1779)

Südosteuropa

Ein Krankenhaus für Galați

Literaturwissenschaft

„Den Schädel auf. Die Brust entzwei.“

Arbeitspsychologie

Chronischer Stress am Arbeitsplatz und Burnout

Interventionelle Immunologie

Die drei Hürden der Tumormimmuntherapie

Mikrobiologie

Die in die Hölle wollen

Quantenphysik

„Ich bin schwarz und dennoch bin ich schön.“

Internationale Politik

Macht und Ordnung

Extremismusforschung

Aufstand der Ausgegrenzten oder Suche nach Sinn?

Liturgiewissenschaft

Dramatische Vergegenwärtigung im öffentlichen Raum

Philosophie der Antike

Der Wald vor lauter Bäumen

Wirtschaftsinformatik

Mobile Business und Social Media

Medienrecht

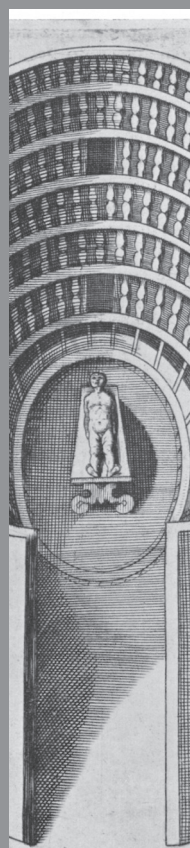
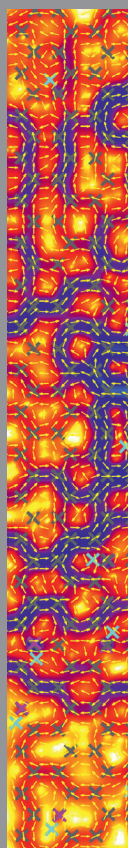
Präsenz oder Online?

Fachdidaktik

Professionelles Wissen von Lehrkräften

Biologieunterricht

Große Dramen und alltägliche Fragen



**Blick in die Wissenschaft
Forschungsmagazin
der Universität Regensburg**

ISSN 0942-928-X,
Doppelheft 33/34
25. Jahrgang

Herausgeber

Prof. Dr. Udo Hebel
Präsident der Universität Regensburg

Redaktionsbeirat

Prof. Dr. rer. pol. Susanne Leist
Prof. Dr. rer. nat. Christoph Meinel
Prof. Dr. phil. Ursula Regener
Prof. Dr. rer. nat. Klaus Richter
Prof. Dr. phil. Hans Rott
Prof. Dr. med. Ralf Wagner

Universität Regensburg, 93040 Regensburg
Telefon (09 41) 9 43-23 00
Telefax (09 41) 9 43-33 10

Verlag

Universitätsverlag Regensburg GmbH
Leibnizstraße 13, 93055 Regensburg
Telefon (09 41) 7 87 85-0
Telefax (09 41) 7 87 85-16
info@univerlag-regensburg.de
www.univerlag-regensburg.de
Geschäftsführer: Dr. Albrecht Weiland

Abonnementservice

Bastian Graf
b.graf@univerlag-regensburg.de

Anzeigenleitung

Larissa Nevecny
MME-Marquardt
info@mme-marquardt.de

Herstellung

Universitätsverlag Regensburg GmbH
info@univerlag-regensburg.de

Einzelpreis des Doppelheftes € 14,00

Jahresabonnement

bei zwei Ausgaben pro Jahr

€ 10,00 / ermäßigt € 9,00

für Schüler, Studenten und Akademiker
im Vorbereitungsdienst (inkl. 7% MwSt)
zzgl. Versandkostenpauschale € 1,64 je
Ausgabe. Bestellung beim Verlag

Für Mitglieder des **Vereins der Ehemaligen Studierenden der Universität Regensburg e.V.** und des **Vereins der Freunde der Universität Regensburg e.V.** ist der Bezug des Forschungsmagazins im Mitgliedsbeitrag enthalten.

In den letzten Jahren hat die Internationalisierung der Universitäten zunehmend an wissenschaftlicher, organisatorischer und strategischer Bedeutung gewonnen. Erklärtes Ziel der UR als forschungsstarker Universität ist es daher, ihre internationale Sichtbarkeit in Forschung und Lehre weiter auszubauen und ihre Funktion als transnationale Drehscheibe zu stärken.

Neben der individuellen Mobilität von Studierenden und Wissenschaftlern sowie der Institutionalisierung von internationalen Aktivitäten durch den Ausbau und die Festigung internationaler Partnerschaften steht die Ausdifferenzierung der Qualifikationsprofile der Absolventen und die Einführung von Studiengängen mit internationaler Ausrichtung zunehmend im Fokus.

Im akademischen Jahr 2015/16 haben mehr Studierende als jemals zuvor mit Unterstützung des International Office (IO) einen Studienaufenthalt an Partneruniversitäten verwirklicht. Umgekehrt ist die UR ein attraktiver Ort für Gastwissenschaftler und Studierende aus mehr als hundert Ländern. Mit dem International Presidential Visiting Scholar Fellowship wurde ein neues Programm zur Steigerung der internationalen Sichtbarkeit und Attraktivität der UR geschaffen. Das erste Fellowship dieser Art ging an Prof. Dr. Steven Tomsovic (Washington State University, USA) für einen Aufenthalt an der Fakultät für Physik im Sommersemester 2016. Durch das neue Welcome Center im Herzen des Campus entstand zudem eine zusätzliche unterstützende Infrastruktur. Das Zentrum zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, das im November feierlich eröffnet wird, komplementiert das Internationalisierungsangebot der UR für diese spezielle Zielgruppe.

Weltweit bestehen mit mehr als 300 Hochschulen Kooperationen, die in jüngster Zeit zielgerichtet ergänzt und weiterentwickelt wurden. Neben den Schwerpunktregionen Europa und Nordamerika rückten Forschungseinrichtungen in Südamerika und Asien in den Fokus: So wurde gerade am 19. Oktober 2016 ein neues Abkommen mit der Universidad Nacional de Colombia in Bogota (UNAL) geschlossen.

An fast allen Fakultäten findet sich mittlerweile ein englischsprachiges Studienangebot, und die Zahl strukturierter englischsprachiger Master- oder Promotionsprogramme konnte in den letzten Jahren von sechs auf zehn erhöht werden. Derzeit werden sechs Double-Degree-Bachelor-Studiengänge und vier Master-Studien-



gänge mit Doppel- bzw. trinationalen Abschluss angeboten. Doppelabschluss-Studiengänge tragen besonders stark zu einer Intensivierung bestehender Partnerschaften bei, fördern den wechselseitigen Austausch von Lehrenden und Studierenden und treiben die Internationalisierung der Studienprogramme wesentlich voran.

Die thematische Internationalisierung in Forschung und Lehre profitiert in hohem Maße von der nationalen und internationalen Sichtbarkeit einzelner Fachbereiche. Die Ost- und Südosteuropaforschung beispielsweise kann durch die Aufnahme des gleichnamigen Instituts (IOS) in die Leibniz-Gemeinschaft ab 2017 ihre internationale Exzellenz weiter stärken. Durch die geplante Bündelung regionalwissenschaftlicher Forschung und Studiengänge in einem Center für International and Transnational Area Studies (CITAS) werden neue Synergie- und Vernetzungsoptionen geschaffen. Viele weitere eindrucksvolle Beispiele von Forschungsprojekten mit internationalem Bezug und von internationaler Relevanz finden sich natürlich auch in den Beiträgen dieser Ausgabe. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine ertragreiche und anregende Lektüre.

Prof. Dr. Udo Hebel
Präsident der Universität Regensburg

Inhalt

Auskommen und Vorratshaltung seit dem Mittelalter

Mark Spoerer, Kathrin Pindl

3



Teufelaustreiber Johann J. Gaßner (1727–1779)

Daniel Drascek

11



Ein Krankenhaus für Galați

Thomas Just, Peter Mario Kreuter

16



„Den Schädel auf. Die Brust entzwei.“

Marcus Hahn

23



Chronischer Stress am Arbeitsplatz und Burnout

Brigitte Kudielka

28



Die drei Hürden der Tumormimmuntherapie

Philipp Beckhove

33



Die in die Hölle wollen

Reinhard Wirth

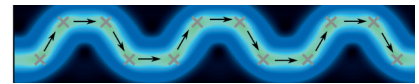
39



„Ich bin schwarz und dennoch bin ich schön.“

Ferdinand Evers

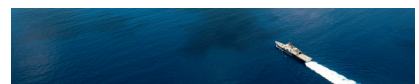
43



Macht und Ordnung

Gerlinde Groitl

49



Aufstand der Ausgegrenzten oder Suche nach Sinn?

Alexander Straßner

54



Dramatische Vergegenwärtigung im öffentlichen Raum

Harald Buchinger

58



Der Wald vor lauter Bäumen

Sergiusz Kazmierski

63



Mobile Business und Social Media im Zeitalter der Digitalisierung

Bernd Heinrich, Mathias Klier, Susanne Leist

71



Präsenz oder Online?

Jörg Fritzsche, Katharina Ziegler

77



Professionelles Wissen von Lehrkräften

Stefan Krauss, Anita Schilcher

85

Beeinflusst durch	Eigenschaftsorientierte Persönlichkeitstheorien (etwa ab 1940 auch Persönlichkeitstests)	Behaviorismus (Verhalten des Lehrers)	Kognitivismus (Fokus auf „Denken und Wissen“ des Lehrers)
	Tests und Fragebögen	Unterrichtsbeobachtung	Integration bisheriger

Große Dramen und alltägliche Fragen

Arne Dittmer

93



Ein Krankenhaus für Galați

Medizinische Versorgung in Südosteuropa am Beispiel eines rumänischen Spitalbaus vom Ende des 19. Jahrhunderts

Thomas Just, Peter Mario Kreuter

1880 geht der österreichische Ingenieur Guido von Toncourt in die rumänische Hafenstadt Galați, gelegen am Donauknie zum Delta hin, um Mitglied einer internationalen Kommission zu werden, zuständig für die Nutzung des bei Galați in die Donau mündenden Flusses Pruth. In den nächsten 32 Jahren wird Toncourt nicht nur gut 600 km des Pruth schiffbar machen und ein Dienstschrift für die Kommission sowie eine Reihe von Werks- und Arbeitsgebäuden planen und bauen, sondern er wird 1895 von der Stadt Galați auch berufen werden, den Neubau eines Krankenhauses mit dem Namen „Spital Elisabeta Doamnă – Caritatea Gălățeană“ zu bewerkstelligen. Dabei orientiert sich Toncourt an zeitgenössischen Vorbildern und schafft einen Gebäudekomplex, der auch heute noch – als psychiatrisches Krankenhaus – in Betrieb ist [1].

Der Krankenhausbau in Europa seit der Aufklärung

Am 20. Juni 1784 wurde mittels einer Kundmachung die Bevölkerung der österreichischen Residenzstadt „über die Einrichtung des Hauptspitals in Wien“ in Kenntnis gesetzt. Der umfangreiche Text informierte über die Beweggründe für den Bau und gab eine äußerst detaillierte Beschreibung der einzelnen Abteilungen, welche da waren „I. das allgemeine Krankenspital, II. das Gebärrhaus, III. das Tollhaus, IV. die Siechenhäuser, V. das Findelhaus“. Noch heute besteht dieser Gebäude-

komplex und kann, zumindest von außen, ohne Probleme besichtigt werden, handelt es sich nun doch um den Campus der Universität Wien. Das „Tollhaus“, der Narrenturm, beherbergt heutzutage die anatomisch-pathologische Bundessammlung und kann an drei Tagen in der Woche von jedermann besucht werden.

Die Hospitäler in Europa, seit dem Mittelalter von Ordensgemeinschaften wie den Johannitern gegründet und von diesen, oftmals aber auch von anderen Orden oder von Kommunen unterhalten und betrieben, hatten sich im Laufe ihrer Geschichte massiv gewandelt, waren vor allem größer geworden, ohne jedoch vor allem in den Städten den Bedarf an Plätzen zur Pflege der Kranken decken zu können. Um der Kosten hierfür Herr zu werden, wurden immer mehr Pfründner aufgenommen, die dauerhaft dort lebten und immer mehr die medizinische Seite der Spitäler ins Abseits drängten. Als Folge davon blieben in der Folge Kranke den Spitalern fern und ließen sich zu Hause von Angehörigen pflegen. So wurden schon im 16. Jahrhundert von obrigkeitlicher Seite eigene Hospitäler gegründet, die zumeist noch Pfründner unterbrachten, aber Wert auf eigene Abteilungen für Kranke legten. Zugleich wurden mit dem aufkommenden Aufschwung der Medizin und ihrer Entdeckungen einige Spitäler errichtet, die von Größe und Struktur den modernen Krankenhausbau erahnen lassen, so das Hôtel des Invalides in Paris.

Der Initiator des neuen Wiener Spitals, Kaiser Joseph II. (reg. 1765–1790), war nun beileibe nicht der erste Förderer des öffent-

lichen Gesundheitswesens. Schon seine Mutter Maria Theresia (1717–1780) und deren Leibarzt Gerard van Swieten (1700–1772) hatten sich um eine Hebung der allgemeinen Hygienestandards wie auch um eine Verbesserung der Krankenversorgung gekümmert. Letztlich war der neue Spitalbau auch kein wirklicher Neubau, sondern eine, wenn auch tiefgehende, Sanierung und Modernisierung des 1760 eröffneten Wiener Armenspitals. Und doch stellt das Allgemeine Krankenhaus in Wien einen Meilenstein dar. Denn neben der gewaltigen Zahl von 2.000 Kranken, die in dem sich über mehrere Höfe erstreckenden Komplex versorgt werden konnten, waren die Qualität der ärztlichen Versorgung und die völlige staatliche Kontrolle über den Betrieb des Spitals bis dahin einzigartig in Europa. Die Gründung ähnlicher Spitalbauten in Olmütz (1787), Linz (1788), Prag (1790), Padua (1798) und Budapest (1799), aber auch die Neueröffnung der Charité in Berlin (1785) oder des Allgemeinen Krankenhauses in Bamberg (1787) können auf dieses wegweisende Krankenhausprojekt zurückgeführt werden. Die Krankenhausbauten in München (1808) und Hamburg (1821) setzten dies fort.

Als Ort der professionellen Krankenversorgung ohne den Anspruch des Daueraufenthalts sowie im Laufe des 19. Jahrhunderts als Ort der ärztlichen Aus- und Weiterbildung, kann das Krankenhaus somit als eine Entwicklung des 18. Jahrhunderts angesehen werden, die vor allem Mittel- und Westeuropa betraf. Nach Südosteuropa sollte sie dann im Laufe des 19. Jahrhun-

derts kommen. Zu den bekanntesten Beispielen darf das Bukarester Spitalul Clinic Colțea gelten, das auf eine erste Gründung von 1704 zurückgeht und nach einem Erdbeben in den Jahren zwischen 1836 und 1842 erweitert neu errichtet wurde. Der heutige palastartige Komplex ist allerdings erst nach 1887 gebaut worden.

Die Vorgeschichte des Krankenhausbaus „Elisabeta Doamnă“

Wie bei vielen anderen Krankenhäusern in Rumänien auch, geht die Gründung des „Spital Elisabeta Doamnă – Caritatea Gălățeană“ auf die kriegerischen Ereignisse von 1877 und 1878 zurück. Die Teilnahme Rumäniens am Krieg gegen das Osmani-

sche Reich auf der Seite Russlands zeigte zwar auf, dass die Anstrengungen von Fürst Carol I. im Hinblick auf eine Verbesserung der militärischen Schlagkraft der rumänischen Armee durchaus erfolgreich gewesen waren. Doch standen den militärischen Erfolgen der rumänischen Kräfte an der Front erhebliche Defizite im Bereich von Organisation, Verpflegung und Versorgung in der Etappe entgegen. Hierzu zählt auch die medizinische Versorgung der Soldaten. Zwar war der Organisationsgrad des ärztlichen Dienstes direkt an der Frontlinie zufriedenstellend, doch bereits die Versorgung der Verwundeten im unmittelbaren Hinterland der Kampfzonen war nur unzureichend gesichert. Nicht minder problematisch war der Umgang mit Verwundeten, die einer längeren und komplexeren Behandlung bedurften. Sie sollten so rasch

als möglich aus der eigentlichen militärischen Operationszone nach Rumänien gebracht und dort adäquat versorgt werden.

Dabei stellte sich zunächst das Transportproblem als größeres Hindernis dar. Ein effizientes Eisenbahnsystem war 1877 erst im Entstehen begriffen, und nur wenige Straßen des Landes waren für den Transport der Verwundeten geeignet. Die Folge war, dass sich lediglich einige größere Städte im Hinterland, vor allem Bukarest und Craiova, als Zielorte über den Landweg anboten. Die große Zahl an Verwundeten aber machte es notwendig, über diese beiden Städte hinaus zu denken. Über die Donau waren Brăila und Galați so zu Zielen der Transporte geworden.

Beide Städte verfügten aber zu diesem Zeitpunkt über keinerlei moderne medizinische Einrichtungen. Die Krankenhäuser waren eher Verwahranstalten für Kranke, zu denen die Ärzte von außerhalb kamen; ansonsten wurden die Kranken von ihren eigenen Familienangehörigen ge- und gepflegt. Mit Ankunft der ersten Verwundeten kam dieses mehr als nur rudimentäre System der Krankenversorgung rasch an den Rand des Zusammenbruchs. In Galați wurden Verwundete sogar in Privathäusern untergebracht, als die drei Krankenhäuser der Stadt überfüllt waren, aber selbst diese Notmaßnahme half auf Dauer nicht weiter. In der Nähe des Rathauses wurden daraufhin zwei große Holzbaracken errichtet, die zusammen 60 Betten fassen konnten und über die schlimmste Not hinweghalfen, zugleich aber auch offen zu Tage treten ließen, dass auf dem Gebiet der stationären Krankenversorgung dringender Handlungsbedarf bestand.

So wurde im Jahre 1877 eine Stiftung mit dem Namen „Spital Elisabeta Doamnă – Caritatea Gălățeană“ gegründet. Der Name bezieht sich auf die Gattin des rumänischen Fürsten, Elisabeth zu Wied (1843–1916), die einige Jahre später unter dem Pseudonym Carmen Sylva mit Gedichten und Erzählungen auf sich aufmerksam machen sollte. Nun aber, mitten im Krieg gegen das Osmanische Reich, stand die Wohltätigkeit im Vordergrund, die sich ebenfalls im Namen der Stiftung wiederfindet. Zunächst übernahm die Stiftung die Verwaltung der beiden Holzbaracken und führte diese auch nach dem Krieg noch weiter.

Dieses Provisorium schien 1886 ein vorläufiges Ende zu finden, als Odisey Negroponte der Stiftung des Spitals ein Grundstück an der Piața Ștefan cel Mare,



1 Guido Edler von Toncourt (1909), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.



2 Plan zur Pruthbegradigung bei Giurgiuilești (ca. 1900), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.

nahe am Zentrum der Stadt, verkaufte. Doch stellte sich alsbald heraus, dass der Ankauf keine gute Idee war. Das Terrain bot zwar ca. 800 qm Platz, doch war die umgebende Bebauung so dicht, dass darauf kein vernünftiger Spitalbau zu leisten war. Hinzu kam, dass der Hafen in seiner Bedeutung zunahm, somit auch immer mehr Arbeiter und deren Familien anzog und in der Folge auch die Stadt wuchs. Es bestand also erheblicher Bedarf nach einem neuen, großen Krankenhaus, das auch nicht mehr im Stadtzentrum gelegen sein sollte, sondern in einem der Stadtteile, die im Laufe der letzten Jahre neu hinzugekommen waren. Während Einrichtungen wie eine Quarantänestation für Einreisende mittlerweile für entbehrlich gehalten wurde, sollte auf der anderen Seite gerade in Hinblick auf die häufigen Unfälle im Hafen mit den damit verbundenen Verletzungen ein moderner Operationssaal mit einer entsprechenden Abteilung eingerichtet werden.

Wie groß die Platznot in den Krankenanstalten der Stadt war, lässt ein Schreiben von Dr. Aristide Serfoti (1828–1905), dem treibenden Mann in Sachen medizinischer Versorgung in der Stadt, an den österreichischen Konsul in Galați vom 25. Novem-

ber 1890 erahnen, der sich im Kreisarchiv erhalten hat. Dort heißt es: „Im Besitze Ihres geehrten Schreibens beehre ich mich Ihnen mit Bedauern mitzutheilen, dass die sehr beschränkten Raumverhältnisse und die geringe Zahl der Betten des hiesigen St. Spiridon Filial-Spitals würden es nicht erlauben [sic], über reservierte Betten verfügen zu können.“

Der Architekt – Guido Edler von Toncourt (1854–1945)

Durchforstet man die spärliche Sekundärliteratur zum „Spital Elisabeta Doamnă – Caritatea Gălățeană“, so fällt auf, dass der Name des Architekten kein einziges Mal fällt. Weder wird er in der zweibändigen Geschichte der Stadt Galați aus der Feder von Paul Pălănea erwähnt, obwohl dieser mehrere Teilkapitel dem Gesundheitswesen der Stadt widmet, noch findet sich ein Hinweis auf ihn in der Biographie des ersten Direktors, Aristide Serfoti, von Mariana-Delia Pohrib. Nun könnte man dies als eine Lässlichkeit abtun, wäre der Mann, der dieses Krankenhaus erbaute, nicht auf vielfältige Weise mit der Stadt und der Ge-

gend verbunden gewesen; ja, man kann sagen, dass dem Sohn einer steirischen Bürgerfamilie das rumänische Galați zu einer zweiten Heimat wurde.

Wer nun war jener Guido Edler von Toncourt? Geboren wurde er am 10. Oktober 1854 in Graz als Sohn von Guido Ignaz von Toncourt, Pelz- und Tierhauthändler, und von Theresia von Toncourt, geb. Zibermayer, die aus Galați stammte. Nach dem Besuch der Volks- und der Realschule sowie der Ableistung des Wehrdienstes als Einjährig-Freiwilliger machte er sich ans Studium. 1871/72, noch während seines Militärdienstes, hat er als außerordentlicher Hörer an der Hochschule in Graz Experimentalphysik gehört; ab 1872 studierte er dann an der Ingenieursschule, der späteren Technischen Hochschule, Wasser- und Flussbau. Die Universitätsakten schweigen sich zu ihm weitgehend aus; offenbar hat er zielstrebig und ohne Probleme oder Skandale sein Studium gemeistert, das er 1878 mit dem Dipl.-Ing. abschloss. Während der Studienzeit war er Mitglied des schlagenden Korps „Norica“.

Guido von Toncourt erhielt 1879 den Auftrag zum Bau der Straße durch die Weizklamm in der Steiermark, den die Firma Pratschniker & Co aus Stein bei Laibach



3 Guido von Toncourt in seiner Grazer Wohnung (ca. 1930), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.



4 Straßenszene in Brăila, aufgenommen von Guido von Toncourt (1908), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.

durchführte. Nach Abschluss des durchaus anspruchsvollen Projekts nahm er 1880 eine Stelle als Wasserbauingenieur bei der Gemischten Pruth-Kommission (*Commission Mixte du Pruth*, CMP) an, deren Sitz sich in Galați befand. Diese Kommission wurde von Rumänien, Russland und Österreich gemeinsam eingerichtet und unterhalten; allein die jährlichen Subventionen der Donaumonarchie an die Kommission beliefen sich auf ca. 25.000 Francs.

Bis 1912, dem Jahr seiner vorzeitigen Pensionierung, sollte er der Kommission angehören, stieg alsbald zum technischen Leiter auf, wurde später dann deren Schifffahrtsdirektor und war zuletzt auch Vorsitzender des Schiedsgerichts für Schifffahrtsangelegenheiten. Das Dienstschrift „Pyrethus“ wie auch mehrere Pontons und schwimmende Wohneinheiten für die Kommissionsmitglieder gehen auf seine Planungen zurück. In seiner Dienstzeit wurden nahezu 600 Flusskilometer des Pruth, ausgehend von Galați, reguliert und schiffbar gemacht [2]. In der Donauhafenstadt blieb er die gesamte Dienstzeit über wohnen und war dort Mitglied in mehreren österreichischen Vereinigungen, so im „Österreichisch-Ungarischen Verein zu Galatz“. 1895 wurde er als „k. k. Baurat extra statum“ mit dem Titel und Charakter eines Oberbaurats verbeamtet, als Dienst-sitz wurde Galați benannt. 1912 wurde ihm aufgrund einer Malariaerkrankung der vorzeitige Abschied gewährt. Toncourt zog zurück nach Graz, wo er sich ausgiebig seiner schon zu Studienzeiten begonnenen und in Rumänien ausgebauten Sammlung von Insekten widmete. Diese Sammlung ging in zwei Schüben 1938 und 1944 an das Johanneum in Graz. 1884 hatte Guido von Toncourt Angela Eisel geheiratet, mit der er drei Töchter hatte. Am 16. Oktober 1945, rund zwei Jahre nach seiner Frau, verstarb er in seiner Geburtsstadt im Alter von 92 Jahren [3].

Eine Leidenschaft, der Toncourt Zeit seines Lebens frönte, war das Fotografieren. Schon zu Studienzeiten interessierte er sich sehr für diese Technik, und es mag gemutmaßt werden, ob sein „ungenügend“ im Freihandzeichnen, seine einzige schlechte Note während des Studiums im Übrigen, sein Interesse für die Fotografie befördert hat. Sicher ist, dass er die Fotografie nicht auf amateurhaftem Niveau betrieb. Zwar finden sich in seinem Nachlass im Haus-, Hof- und Staatsarchiv auch Bilder privaten Charakters, von seiner Ehefrau, seinen Töchtern, auch von seiner Wohnung, doch



5 Allgemeiner Plan für den Spitalsbau (ca. 1895), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.

weitaus erstaunlicher sind die Aufnahmen, die er im Laufe seiner Tätigkeit als Wasserbauingenieur auf und am Pruth fertigte. Dank seiner Leidenschaft wissen wir, wie das Dienstschiff „Pyrethus“ ausgesehen hat und wie es ausgestattet war; wir besitzen Aufnahmen der übrigen Mitglieder, die zu den verschiedensten Anlässen angefertigt wurden; vor allem aber hat Toncourt ausgiebig die Städte, Landschaften und auch die Menschen fotografiert, die er im Laufe der drei Jahrzehnte seiner Tätigkeit für die Kommission besucht bzw. denen er begegnet ist [4]. Auch hat er als Ergänzung seiner eigenen fotografischen Sammlung Ansichtskarten aus jener Zeit beigelegt.

Planung und Bau des Krankenhauses

Nachdem er 1895 den endgültigen Bauauftrag erhalten hatte, machte sich Guido von Toncourt an die Planungen. Schon 1894 wurde mit königlichem Privileg der Neubau begründet; das Gelände für den Neubau stellte die Stadt dem Verein unentgeltlich zur Verfügung. Es liegt im Norden der Stadt in einem Bereich, in dem im

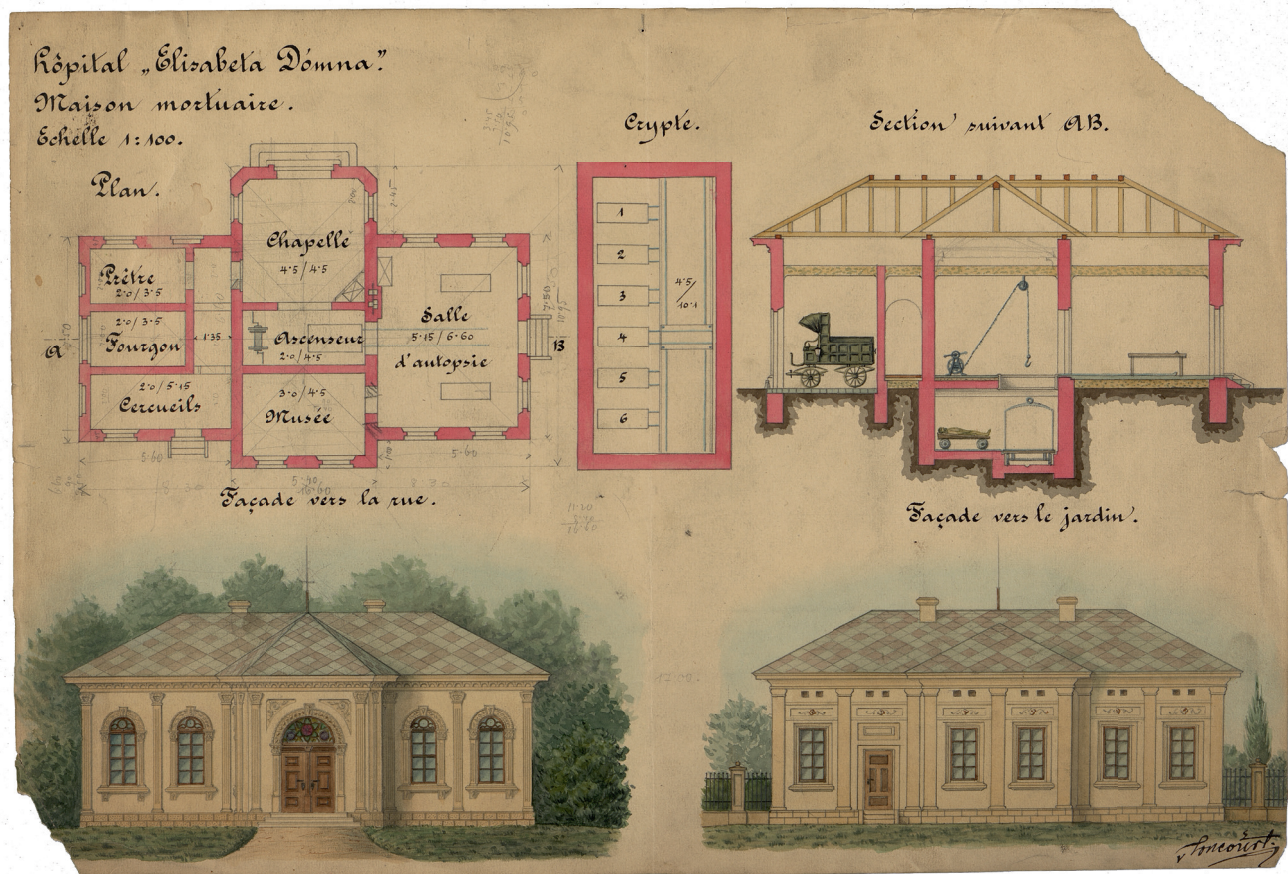
19. Jahrhundert eine bedeutende Stadterweiterung stattfand und wo in unmittelbarer Nähe weitere Neubauten wie das Gefängnis errichtet wurden. Toncourts Konzept sah eine auf freistehende Pavillons gegründete Struktur vor, die einerseits die einzelnen Stationen voneinander trennen sollte, andererseits dem Wunsch nach einem lockeren Gebäudekomplex mit einer weitläufigen Parklandschaft entgegenkam. Untereinander waren die Pavillons durch geschlossene Gänge verbunden; die chirurgische Sektion bildete noch einmal einen eigenen Pavillon, der nur über diesen geschlossenen Gang erreichbar war [5]. So konnten Gebäude, die für das gesamte Krankenhaus von Bedeutung waren, funktionell von den Krankenabteilungen abgetrennt gestaltet und den jeweiligen Bedürfnissen optimal angepasst werden. Die Verwaltung bildete einen eigenen Bereich, dessen Zimmeraufteilung sich aufgrund der Funktion völlig von den Pavillons des ärztlichen Betriebs unterschied. Ebenfalls getrennt war der hygienische Bereich, der neben den Waschküchen für die Bett- und Patientenwäsche auch mehrere Duschen sowie Bademöglichkeiten erhielt.

Besonders eindrucksvoll lässt sich dieses moderne Konzept an einem Gebäude zei-

gen, dass auch in der endgültigen Realisierung den Toncourtschen Ideen weitgehend folgte, der Leichenhalle. Das Gebäude, in dem sich heutzutage ein Teil der Verwaltung, namentlich der Rechtsabteilung, befindet [6], war nicht nur oberirdisch nach modernsten Gesichtspunkten organisiert – neben einem direkten Zugang zur Straße für die Konduktkutsche gab es einen Auf-



6 Leichenhalle, Zustand Sommer 2012 (Foto: P. M. Kreuter, Regensburg).



7 Detaillierter Plan für die Leichenhalle (ca. 1895), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.

opsieraum und ein kleines Museum für Ausstellungspräparate –, sondern besaß im Kellergeschoss eine halbautomatisch angelegte Kühleinheit mit sechs Plätzen zur Lagerung von Leichen [7].

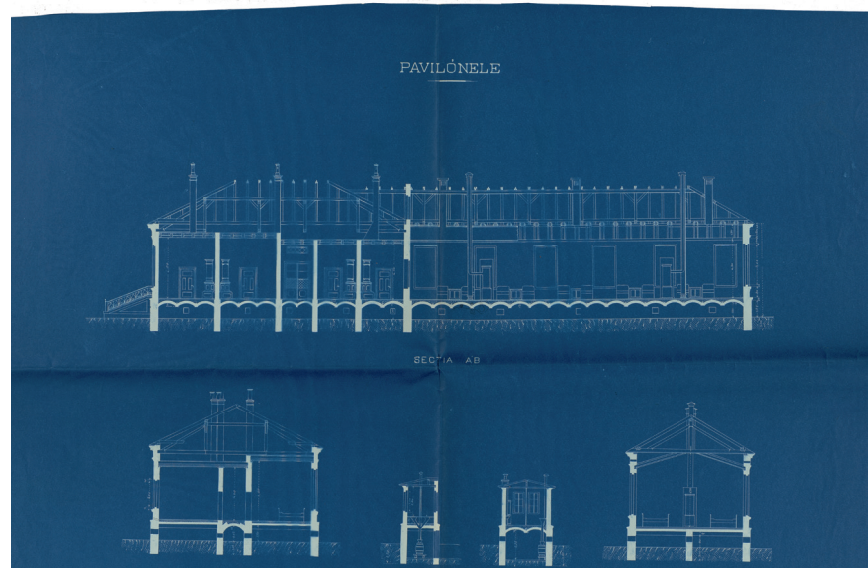
Die Pavillons waren bei ähnlichem Grundriss ebenfalls an ihre jeweilige Funktion angepasst. Kennzeichnend für sie war der hohe Komfort, der dem einzelnen Patienten zukam. Zwar gab es keine Einzelzimmer, doch war die Belegung der Räume mit je vier Betten moderat. Neben einer für jeden Pavillon eigenen Heizung waren die Toiletten besonders konstruiert. Sie befanden sich in durch schmale Korridore zu erreichende Anbauten und waren mit einer einfachen, aber sehr praktischen Lösung zur Entsorgung der Fäkalien ausgestattet: hölzernen Fässern im Untergeschoss, die mittels Rollen einfach ausgetauscht werden konnten [8]. Ein ausgeklügeltes System von Belüftungsschächten stellte ohne großen Aufwand die permanente Frischluftzufuhr in den Pavillons sicher.

Betrachtet man die Zeichnungen Toncourts genauer, so stellt man immer wieder die Bezugnahme auf zeitgenössische Krankenhausbauten und deren Lösungen für bestimmte Probleme fest. Ein schönes Beispiel hierfür sind die Berechnung der

Fenstergröße in den Patientenpavillons, die Toncourt auf den Plänen sowie in seiner Korrespondenz mit der Stiftung vornahm. Um mit möglichst wenig künstlichem Licht auskommen zu können, war es sein Ziel, in den Räumen eine feste Abfolge von Betten und Fenstern zu etablieren, wobei die Fenster großzügig proportioniert wurden. Eines seiner Vorbilder in diesen Fragen war

das Johns Hopkins Hospital in Baltimore, Maryland, das ihn in Hinblick auf die Ausnutzung des natürlichen Lichts in den Krankenzimmern besonders beeindruckte.

Der Bau führte zu einigen heftigen Auseinandersetzungen zwischen Toncourt und der Stiftung des Krankenhauses. Neben dem ewig leidigen Thema der Kosten waren es Fragen über die Größe der



8 Blaupause eines Krankenpavillons mit Details der Toilettenanlage (ca. 1895), Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, Nachlass Toncourt.

einzelnen Abteilungen und die technische Ausstattung, die immer wieder zu Streitigkeiten führte. Diese Auseinandersetzungen fanden größtenteils auf dem Wege der brieflichen Korrespondenz statt und haben sich im Nachlass des Architekten erhalten.

Als das Krankenhaus 1898 schließlich seinen Betrieb aufnahm und 1901 endgültig vollendet war, folgte die Anlage trotz einiger Änderungen weitgehend den Toncourtischen Entwürfen. Es entstand eine lockere Bebauung in einer grünen und gepflegten Umgebung. Der Spitalbau war ohne jede Unterbrechung als Heilanstalt in Betrieb und wurde erst 2003 von einem allgemeinen Krankenhaus zu einer Fachklinik für Nervenheilkunde und Psychiatrie umgewidmet.

Forschungskontexte

Wie verortet sich nun dieses Stück rumänischer Medizingeschichte innerhalb der Aufgaben und Arbeiten des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung bzw. des Haus-, Hof- und Staatsarchivs? Blickt man auf das IOS in Regensburg, so finden sich in den einzelnen Forschungsschwerpunkten

Projekte, mit denen es Schnittstellen gibt. Im Forschungsschwerpunkt „Dynamiken des Austausches (Handel und Migration)“ etwa ist das Teilprojekt „Kaufmännische Lebenswelten zwischen Karpaten und Schwarzem Meer vor der Gründung von Nationalstaaten“ beheimatet, bei dem die Donau als Transport- und Verkehrsweg sowie die Donauhäfen eine zentrale Rolle spielen. Das Leben Guido von Toncourts wäre ohne die Emigration nach Rumänien 1880 sowie die Remigration nach Österreich 1912 völlig anders verlaufen; insofern kann er als ein Einzelbeispiel für eine wirtschaftlich bedingte Migration dienen. Ebenso gibt es Berührungspunkte mit dem Forschungsschwerpunkt „Governance zwischen Personalisierung und Formalisierung“, denn die Durchsetzung moderner Medizin- wie Hygienestandards wäre ohne den erstarkenden Staat und seine Institutionen nicht möglich gewesen. Schließlich findet sich im Forschungsschwerpunkt „Formen und Beziehungen von Arbeit im Wandel“ eine Reihe von Projekten zu Werften und Hafenstädten an der Adriaküste und in Polen. Im Falle des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien ergänzt der Nachlass Toncourt die Bestände jenes Archivs, das

für die Erforschung der Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas nach wie vor einen prominenten Platz einnimmt. Der Nachlass erweitert den politisch-dynastischen Blick der Akten um eine technisch-industrielle Komponente, die sich sonst im Archiv nicht so einfach finden lässt.

Literatur

Axel Hinrich Murken, Vom Armenhospital zum Großklinikum. Die Geschichte des Krankenhauses vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Köln: DuMont Buchverlag, 2. Aufl., 1991.

Dieter Jetter, Grundzüge der Hospitalgeschichte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973.

Martin Scheutz, Alfred Stefan Weiß, Spitäler im bayerischen und österreichischen Raum in der Frühen Neuzeit (bis 1800). In: Martin Scheutz u. a. (Hrsg.), Europäisches Spitalwesen: Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit. Wien/München: Oldenbourg, 2008, S. 185–229.

Paul Păltănea, Istoria oraşului Galaţi. De la origini până la 1918. 2 Bde. Galaţi: Editura Partener, 2. Aufl., 2008.

Mariana-Delia Pohrib, Doctorul Aristide Serfiori (1818–1905). Un destin în slujba comunităţii gălăţene / Doctorul Aristide Serfiori (1818–1905). A Life in the Service of the Community from Galaţi. Galaţi: Editura Muzeului de Istorie Galaţi, 2012.



© Thomas Just

Mag. Thomas Just, geb. 1969 in Linz. Studium der Neueren Geschichte, Mittelalterlichen Geschichte und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Wien. 1995–1998 wiss. Angestellter im Wiener Stadt- und Landesarchiv und zugleich für die Stadtarchäologie Wien tätig, u. a. als Ausgrabungsleiter im Rahmen des Projekts „Das kaiserliche Jagdschloss Kaiser-Ebersdorf“. 1998–2001 Mitarbeiter der Hauptabteilung „Archive und Dokumentation“ im ORF. Ab 2001 wiss. Angestellter im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien; 2009 Ernennung zum Direktor dieses Archivs. Seit 2007 Lehrbeauftragter am Institut für Geschichte an der Universität Wien.

Forschungsschwerpunkte: Spitalgeschichte; Forschungen zur Kriminalgeschichte des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit; Archivgeschichte.

Dr. phil. Peter Mario Kreuter, geb. 1970 in Koblenz. Studium der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte, Romanistik und Slawistik an der Universität Bonn. 2001 Promotion mit einer Arbeit zum Vampirglauben in Südosteuropa. 2001/02 Vertretung einer Assistentenstelle am Institut für Romanistik der Universität Bonn, 2002–2004 wiss. Mitarbeiter an der Universität- und Landesbibliothek Bonn, 2005–2008 wiss. Mitarbeiter am Medizinhistorischen Institut der Universität Bonn. 2008–2011 wiss. Mitarbeiter am Südost-Institut, seit 2012 am Institut für Ost- und Südosteuropaforschung in Regensburg. Redakteur der „Südost-Forschungen“; seit 2011 Mitherausgeber der Zeitschrift „Monsters and the Monstrous“ (Oxford).

Forschungsschwerpunkte: Phanariotenherrschaft in den Donaufürstentümern (1711–1821); Paracelsus und der Einfluss von Volksmagie und Hexenglauben auf sein Werk; Südosteuropäischer Volksglaube an Dämonen, speziell Vampire; Hexen und Hexenverfolgung, speziell im Donauraum; Kulturgeschichte der Nationalhymnen.



© Universität Regensburg